

## Zitierhinweis

Dorfbauer, Lukas J.: Rezension über: Tino Licht, *Halbunziale. Schriftkultur im Zeitalter der ersten lateinischen Minuskel (III.-IX. Jahrhundert)*, Stuttgart: Anton Hiersemann Verlag, 2018, in: *Mittellateinisches Jahrbuch*, 55 (2020), 2, S. 322-328, DOI: <https://doi.org/10.36191/mjb/2020-55-2-8>, heruntergeladen über Website



## copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

(401–435) widmet sich den Textgrundlagen cisterciensischer Tischlesung, wofür er Kalendarien aus Longpont, Mortemer und – höchstwahrscheinlich – Fountains Abbey nicht nur heranzieht, sondern auch ediert.

Der Band bietet eine beeindruckende Fülle an Informationen, hilfreichen Darstellungen und – wie zuletzt für den Beitrag von Dolbeau bemerkt – Editionen. Zum Aufzeigen der nicht wenigen Querverbindungen zwischen den Beiträgen wären Hinweise der Herausgeber hilfreich gewesen, doch kann sich der Leser auch über vorzügliche Register (Handschriften, Autoren und Werke sowie Personen) gut im Band orientieren. Eine Reihe von Bildtafeln am Ende des Bandes können die jeweilige Argumentation im Text gut veranschaulichen. Neben den genannten Punkten liegt der Wert dieses unbedingt empfehlenswerten Bandes vor allem auch darin, dass er Texte und deren funktionale Zusammenhänge in den Blick nimmt, die sonst wenig Beachtung finden. Es bleibt zu hoffen, dass sich weitere und ähnliche orientierte Forschungen anschließen, die das Potential der Aufsätze für den Vergleich der Textüberlieferung auch in anderen Regionen oder Orden nutzen.

Mirko Breitenstein

Tino Licht, *Halbunziale. Schriftkultur im Zeitalter der ersten lateinischen Minuskel (III.–IX. Jahrhundert)* (Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters 20), Stuttgart 2018 (Hiersemann), 487 S.

Das vorliegende Buch ist die überarbeitete Fassung der Heidelberger Habilitationsschrift (2013) von Tino Licht. Die Arbeit versteht sich als eine umfassende Darstellung der Halbunziale von den frühesten uns greifbaren Zeugnissen bis zum endgültigen Aussterben dieser Buchschrift in der Karolingerzeit. Klarerweise liegt der Schwerpunkt einer derartigen Studie auf der Paläographie, doch bezieht L. – unter Berufung auf Ludwig Traube und dessen Konzeption der Mittellateinischen Philologie als einer breit kulturhistorisch arbeitenden Disziplin – überlieferungs- und literargeschichtliche Fragestellungen ausführlich ein.

Auf die Einleitung samt obligatem Forschungsüberblick (1–12) folgt ein einführendes Kapitel (13–60), in dem Basiswissen zu Themengebieten wie ›Papyrus und Pergament‹, ›Rolle und Codex‹, ›Majuskel und Minuskel‹ etc. aufbereitet wird. Den Spezialisten am meisten interessieren dürften hier die abschließenden Teile (ab 51), die sich terminologischen Problemen und deren sachlichen Grundlagen widmen.

Wie verwirrend sich die Terminologie darstellen kann, zeigt gleich das folgende Kapitel, welches der ›Älteren (östlichen) Halbunziale‹ gewidmet ist (61–88). Diese früheste uns bekannte, für lateinische Texte gebrauchte kalligraphische Minuskelschrift wird bloß aufgrund ihres modernen Namens

bzw. aufgrund der Forschungstradition im vorliegenden Rahmen behandelt: Anders als die Bezeichnung es vermuten lässt, stellt die Schrift nämlich genetisch keine Vorstufe der Jüngerer (westlichen) Halbunziale dar, welche üblicherweise gemeint ist, wenn von Halbunziale die Rede ist; vielmehr haben sich beide unabhängig voneinander aus der Jüngerer Römischen Kursive heraus entwickelt, die Ältere Halbunziale offenbar früher: Die relativ spärlich erhaltenen Zeugnisse werden in den Zeitraum des 3. bis 6. Jahrhunderts datiert; sie stammen fast ausschließlich aus Ägypten und zeigen durch ihren Inhalt (Juristisches; Klassikertexte; Bilinguen) ihre Herkunft aus dem lateinischen Schulbetrieb im griechischsprachigen Osten des Imperiums. L. führt die wichtigste Forschungsliteratur zusammen, korrigiert und ergänzt diese, wo nötig, und bietet insgesamt einen konzisen und verlässlichen Überblick. Zu beachten wäre jetzt noch der Aufsatz von M. Fressura / D. Mantovani, *Athenaeum* 106 (2018), 619–690, demzufolge die juristischen Fragmente P. Vindob. L 59 + 92 (CLA X, 1527) aus dem 4. Jahrhundert datieren und den einzigen derzeit bekannten direkten Textzeugen der uns weitgehend verlorenen *Institutiones* des Aelius Marcianus (1. Hälfte des 3. Jahrhunderts) darstellen.

Der umfangreiche Hauptteil von L.s Buch (89–351) widmet sich der ›Jüngerer (westlichen) Halbunziale‹. Den Ursprung dieser Schrift, d. h. Ort und Zeitpunkt, als sich die charakteristischen Buchstabenformen endgültig kalligraphisch verfestigt haben, setzt L. im Anschluss an die moderne Mehrheitsmeinung in den nordafrikanischen Provinzen des Imperiums in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts an. Überzeugend ist die sowohl auf paläographische wie auch auf inhaltliche Indizien gestützte Argumentation, die sog. *Papyri Barcinonenses* (CLA Suppl. 1782) seien als möglicherweise ältestes erhaltenes Zeugnis in Anspruch zu nehmen, an dem sich der Übergang von der Kursive zur kalligraphisch ausgeformten Halbunziale noch gut nachvollziehen lässt. Überhaupt geht L. davon aus, dass sich afrikanische Produkte unter den älteren erhaltenen Dokumenten durch eine verhältnismäßig weitergehende Bewahrung kursiver Elemente (Ligaturen) erkennen lassen. Die alte These eines genuin christlichen Ursprungs bzw. Gebrauchs der Halbunziale, die auch in der modernen Literatur noch zu lesen ist, weist L. mit Recht zurück: Man hat sehr wohl auch Klassikertexte in Halbunziale kopiert (vgl. etwa CLA III, 286 mit Cicero oder III, 305 mit Juvenal). Dass die Zahl der erhaltenen Beispiele äußerst gering ist, lässt sich in der Hauptsache zweifellos dadurch erklären, dass die Blütezeit der Halbunziale, insbesondere das 7. Jahrhundert, mit jener Epoche zusammenfällt, als im lateinischen Westen das Interesse an der antiken, heidnischen Literatur einen Tiefpunkt erreichte und fast ausschließlich dezidiert christlich geprägte Texte produziert und rezipiert wurden.

L. geht davon aus, dass sich die Halbunziale noch im 5. Jahrhundert, möglicherweise im Zuge von Exilbewegungen aus dem Vandalenreich, von Nordaf-

rika nach Italien ausgebreitet habe, wo sie insbesondere im 6. Jahrhundert intensiv gepflegt wurde. Er möchte hier zwei Typen herausstellen, die er ›Miniatur-a-Stil‹ und ›Präziser Stil‹ nennt, und denen er jeweils eine ganze Reihe von Handschriften mehr oder weniger fest zuordnet. Ich zweifle dies zumindest für den ›Miniatur-a-Stil‹ an, weil mir das vermeintlich entscheidende Charakteristikum – »ein in seiner Größe schwankendes a, welches oft erheblich kleiner als das Mittelband ist (123)« – in den fraglichen Codices weder in seiner Größe noch in seiner Ausformung einheitlich genug erscheint (man vergleiche etwa Abb. 42 mit 47–49 und mit 53). Die Verortung der von L. als ›Miniatur-a‹ bezeichneten Handschriften im Italien des späteren 5. bzw. 6. Jahrhunderts sowie eine engere paläographische Zusammengehörigkeit zwischen einzelnen Stücken – z. B. CLA III, 325 und VI, 815 – muss deshalb nicht bestritten werden. Überzeugender scheint mir die Zusammenstellung jener Codices, die L. unter dem Terminus ›Präziser Stil‹ subsumiert. Diesen darf man wohl als die klassische Form der Schrift ansehen, den die meisten beim Namen Halbunziale vor dem inneren Auge haben, und tatsächlich könnte dieser Typ bereits der Karolingerzeit als vorbildlich gegolten haben, da man auf ihn in Tours um 800 als Muster für die eigene Auszeichnungshalbunziale zurückgegriffen hat. Im 6. Jahrhundert wurde der ›Präzise Stil‹ insbesondere im Skriptorium des Klosters Castellum Lucullanum bei Neapel gepflegt, in modifizierter Form auch in Ravenna. Stadtrömischer Ursprung kann übrigens nur bei einem einzigen (äußerst fragmentarisch erhaltenen) Zeugnis der Halbunziale jener Zeit plausibel gemacht – wenn auch nicht letztlich bewiesen – werden (vgl. 222–223 zu CLA <sup>2</sup>II, 192): In der Papststadt dürfte man die Unziale bevorzugt haben. Gegen die in der Vergangenheit möglicherweise allzu bereitwillig durchgeführte Gleichsetzung Bibliotheksheimat = Schriftheimat bei halbunzialen Codices aus den Kathedralbibliotheken von Verona und Lyon bringt L. bedenkenwerte Gründe vor (144–151; 233–241; u. ö.).

Seit der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts breitete sich die Halbunziale als Buchschrift auch über den Norden Italiens hinaus aus: Öfter wurde sie im Frankenreich gebraucht, selten in Spanien, ganz vereinzelt in England. Die Popularität der Unziale erreichte sie nie, allerdings drangen unziale Buchstabenformen (insbesondere a, d, g, s) spätestens ab dieser Zeit verstärkt in das halbunziale Alphabet ein, wobei gewisse Regionen eine Vorliebe für bestimmte Lettern zeigen. Die Halbunziale des späteren 7. bis 9. Jahrhunderts weicht zumeist deutlich vom klassischen Bild der Schrift ab (u. a. durch Einflüsse aus der Unziale oder aus den inzwischen neu aus der Kursive hervorgegangenen Minuskelschriften des Frühmittelalters), sofern sie nicht – wie im bereits erwähnten Tours – bewusst entsprechenden Vorbildern des 6. Jahrhunderts nachgebildet wurde.

Der ›Knotige Stil‹, den L. insbesondere in einigen südfranzösischen Produkten des 7. und 8. Jahrhunderts erkennen möchte, ist durch das Charakteris-

tikum der »knollenartige[n] Verdickung am oberen Teil aller Schäfte« (228) m. E. zu schwach charakterisiert, als dass man wirklich von einem einheitlichen Typ sprechen könnte (vgl. etwa die recht unterschiedlichen Schriften Abb. 84, 86 und 89). Ähnliche Bedenken habe ich hinsichtlich der von L. als ›GTX-Typ‹ bezeichneten Unziale bzw. Halbunziale: Das »G mit nach rechts gebogener Cauda« (311) dürfte in später Unziale (ab dem 7. Jahrhundert) zu weit verbreitet sein, als dass man darauf viel bauen sollte; ein regelmäßig gebrauchtes »T mit links geschlossenem Deckbalken und Basisstrich nach rechts« (311) wäre womöglich charakteristisch, doch zeigen bereits die Abbildungen 128, 132 und 133, dass der Deckbalken des T in den fraglichen Handschriften zu meist gar nicht schließt, sondern nur deutlich nach unten eingekrümmt ist, und das ist bei später Unziale sehr häufig. Damit soll freilich die – bereits von E. A. Lowe und Bernhard Bischoff angenommene, von Rosamond McKitterick mit kaum zureichenden Gründen zurückgewiesene und von L. nun wieder überzeugend argumentierte (311–332) – Zugehörigkeit einer Gruppe von vermeintlichen ›GTX-Handschriften‹ nach Chelles nicht bestritten werden.

Überhaupt muss man bei der Beurteilung des abschließenden Parts von L.s Hauptteil berücksichtigen, dass dieser den wohl ersten Versuch einer annähernd umfassenden Darstellung später Halbunziale darstellt und somit auf weniger sicheren Grundlagen aufbauen kann als die vorigen Abschnitte. Neben den kritisierten Thesen finden sich hier auch zahlreiche überzeugend oder zumindest plausibel argumentierte Neudatierungen bzw. -lokalisierungen (vgl. etwa 246–253 zu CLA VIII, 1162 und Gap), außerdem bezieht L. mit Reliquienauthentiken einen bisher kaum beachteten Dokumenttyp fruchtbar in den Diskurs ein und gesteht der meist stiefmütterlich behandelten karolingischen Endphase der Halbunziale zwischen »Auszeichnungsschrift und epigonalen Formen« (344) angemessenen Raum zu. Eine Fehldatierung, wie sie im Fall eines 2012 erstmals publizierten Hieronymus-Fragments in Brüssel unterlaufen ist, das L. nun zweifellos richtig in die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts – statt ins frühere 6. Jahrhundert – setzt (309–310), dürfte in Zukunft kaum noch passieren, sofern L.s Erkenntnisse über die Spätzeit der Halbunziale gebührende Aufnahme in die paläographischen Nachschlagewerke finden.

Das Buch schließt mit einer ›Zusammenfassung‹ (352–363), welche durch die konzise Übersicht über Veränderungen im Buchstabenbestand und die daraus zu ziehenden Schlüsse für Datierungen eigenständigen Nutzen beanspruchen darf, mit einer Bibliographie (365–392), mit einem praktischen Kurzkatalog aller L. bekannten Codices in Halbunziale (393–435), dem man die (relativ zahlreichen) Umdatierungen und -lokalisierungen auf einen Blick entnehmen kann, mit einer Sammlung von 21 beinahe ganzseitigen Tafeln sowie mit einem Index, der Handschriftensignaturen, Eigennamen und Gedichtanfänge – leider keine Ortsnamen – berücksichtigt (459–487). Auch abgesehen

von dem genannten Tafelteil sind der Arbeit über 150 Schwarz-Weiß-Abbildungen aus Handschriften in unterschiedlicher Größe, aber von durchwegs guter Qualität beigegeben. Das Buch wurde vorbildlich produziert, der Text gut redigiert. Mir sind trotz des großen Umfangs nur vier Tippfehler aufgefallen: S. 8 »konnnnte«; 266 »des Claudians«; 342 »das an der Hofschule entstandenen Godesscalc-Evangelistar«; 433, nr. 163 »saec. IV (post a. 544)«.

Freilich sollte der Bibelepiker Sedulius nicht als »Lehrdichter« bezeichnet werden (20), der Valerius Maximus-Epitomator Iulius Paris nicht als »Geograph« (220). Wenn man die pseudo-augustinische *Collatio cum Pascentio* behandelt (110–112), ist die kritische Edition des Werks (samt weiterführenden Beiträgen, u. a. auch zum *froia arme*) von H. Müller u. a., Wien 2008 zu benutzen; ebenso ist zum Lob-Kommentar des Presbyters Philipp (273) die meines Wissens einzige substanzielle Publikation zu Text und Autor, M. Gorman, RBen 116 (2006), 193–232, heranzuziehen. In einer Diskussion des ›Missale von Bobbio‹ (261–267) sollte der Sammelband Y. Hen / R. Meens (Hg.), *The Bobbio Missal. Liturgy and Religious Culture in Merovingian Gaul*, Cambridge 2004 Erwähnung finden. Der alte Bibliothekskatalog von Bobbio (265) ist jetzt in der Edition von M. Tosi, in: Gerberto. *Scienza, storia e mito*, Bobbio 1985, 197–214 zu benutzen. Das kurze und schwer lesbare Bruchstück CLA I, 49, dessen Inhalt L. unbestimmt als »Fragmentum patristicum« angibt (404, nr. 10), wurde von L. Scappaticci, in: *Miscellanea Bibliothecae Apostolicae Vaticanae* 18, Vatikan 2011, 487–495 als der wohl älteste erhaltene direkte Textzeuge von Augustinus' *In Iohannis evangelium tractatus* (Text aus tr. 73, 1 und 74, 1) identifiziert. Das Stück stammt aus Bobbio, kann dort aber schwerlich geschrieben worden sein, weil das Kloster erst 613/4 gegründet wurde, die Form der Halbunziale aber klar gegen eine Datierung nach dem 6. Jahrhundert spricht.

Durch die Anlage als eine Art von ›Schriftbiographie‹ lädt L.s Buch zu einem Vergleich mit E. A. Lowes klassischer Studie der Beneventana ein (interessanterweise entstanden beide Werke in dezidiertem Anschluss an Traube, wobei im Fall von Lowe ja ein tatsächliches Lehrer-Schüler-Verhältnis vorlag). Freilich macht L. selbst darauf aufmerksam, dass die Voraussetzungen jeweils unterschiedlich sind (vgl. etwa 3 und 356–358): Während die gesamte ›Lebenszeit‹ der Beneventana – ihre Anfänge mit Einschränkungen – durch die erhaltenen Zeugnisse recht gut dokumentiert ist, gibt es im Fall der Halbunziale weit größere Verluste und somit Lücken in unserer Wahrnehmung, insbesondere was die wichtige Frühphase der Schrift angeht. Zudem darf man schon aufgrund der geographisch viel weiteren Verbreitung größere Unterschiede in der regionalen Ausformung der Halbunziale erwarten. Einen bis ins Detail präzisen Überblick darüber zu geben, welche Buchstabenformen, Ligaturen, Kürzungen etc. zu welcher Zeit und an welchem Ort gebraucht wurden, wie Lowe das für die Beneventana versucht hat, scheint für die Halbunziale schwer möglich, und L.s Angaben fallen in dieser Hinsicht denn auch vergleichsweise allgemeiner und weniger systematisch aus.

Anders als Lowe, aber durchaus im Anschluss an Traube, verknüpft L. – gleichsam als Ausgleich dafür – die im engeren Sinn paläographischen Diskussionen mit ausführlichen Untersuchungen des jeweiligen literar- und kulturhistorischen Hintergrunds. Diese Konzeption (vgl. dazu L.s theoretische Äußerungen 2) findet meine volle Zustimmung und macht das Buch zweifellos für einen weiteren Benutzerkreis interessant, auch wenn Vertreter der Auffassung einer reinen Paläographie vielleicht Anstoß nehmen werden.

Besonders fruchtbar erscheint mir L.s ganzheitliche Herangehensweise im Fall von Castellum Lucullanum, wo sich paläographische, historische und überlieferungsgeschichtliche Informationen zu einem aussagekräftigen Gesamtbild vereinen lassen (167–192). L. bringt hier gute Gründe dafür vor, die Frühzeit der komplizierten Eugipp-Überlieferung neu zu untersuchen. Leider erschien der Aufsatz von J. Delmulle / W. Pezé, SE 55 (2016), 195–258, demzufolge Eugipp den (hauptsächlich in Unziale geschriebenen) Codex CLA I, 84 um 500 in Castellum Lucullanum als Handexemplar benutzte, um seine *Excerpta ex operibus sancti Augustini* zusammenzustellen, zu spät, als dass L. ihn noch hätte berücksichtigen können. L. weist nämlich Marginaleinträge in CLA I, 84 jenem Presbyter Donatus zu, der in Castellum Lucullanum um 560/70 mehrere Codices benutzt und annotiert hat (174–179), was Delmulle / Pezé ihrerseits explizit ausschließen (231–234). Es wird spannend zu beobachten sein, in welche Richtung die weitere Diskussion läuft. Was mich hindert, der plausibel vorgetragenen These von Delmulle / Pezé zuzustimmen, ist die Unziale von CLA I, 84, die ich mir in paläographischer Hinsicht schwer als Produkt des 5. Jahrhunderts vorstellen kann: Die in der Vergangenheit angenommene Datierung ins 6. Jahrhundert (und die Lokalisierung nach Rom) sollten m. E. nicht vorschnell bei Seite geschoben werden; vgl. jetzt auch den (freilich seinerseits sehr hypothetischen) Erklärungsversuch von J.-P. Bouhot, RBen 129 (2019), 71–83. Nur kurz erwähnt sei in diesem Zusammenhang auch der Aufsatz von L. Cuppo, in: M. Teeuwen / I. van Renswoude (Hg.), *The Annotated Book* [...], Turnhout 2017, 597–620, demzufolge der halbunziale Codex CLA IV, 490 dem Skriptorium von Castellum Lucullanum zuzuweisen wäre; vgl. dazu meine kritischen Bemerkungen in MlJb 54 (2019), 359–360.

Andere Kurzuntersuchungen, deren Schwerpunkt jeweils nicht oder zumindest nicht ausschließlich auf der Paläographie liegt, beschäftigen sich u. a. mit einem Epitaph auf den Märtyrer Nabor, das man Augustinus zuschreibt (CPL 357; Sch./K. 3910), was L. zu untermauern sucht (139–144), oder mit einer unikal in CLA VIII, 1031 überlieferten Ergänzung zu Hieronymus' Schriftstellerkatalog *De viris illustribus*, für deren Authentizität L. eintritt (186–189). Dies alles ist so interessant vorgetragen, dass man die betreffenden Abschnitte mit Gewinn liest, selbst wenn man L.s Schlüssen nicht zustimmen mag. Der einzige Exkurs, für den dies m. E. nicht zutrifft, widmet sich der nordafrikanischen Literaturlandschaft

der Vandalenzeit (95–106): Das Thema dürfte viel zu umfangreich sein, als dass irgendjemand es sinnvoll auf elf Seiten abhandeln könnte; zudem plädiert L. für die Identität des Bischofs Fulgentius von Ruspe mit dem Mythographen Fulgentius, was seit dem grundlegenden Aufsatz von G. Hays, *JML* 13 (2003), 163–252 (L. anscheinend unbekannt) nicht mehr so leichthin geschehen sollte.

Selbstverständlich können bei einer derartigen Vielzahl an teilweise sehr komplexen Themen, wie sie L.s Buch energisch aufgreift und miteinander in Verbindung zu setzen sucht, Lücken und Irrtümer im Einzelnen unmöglich ausbleiben, und es wird immer wieder vorkommen, dass der Leser nicht die Meinung des Autors teilt. Ich habe das vorliegende Buch auch in jenen Teilen, die ich für mangelhaft halte, durchwegs als stimulierend empfunden und wünsche ihm eine möglichst breite Rezeption und kritische Auseinandersetzung. Alle, die sich mit irgendeinem Aspekt der lateinischen Schrift- und Textkultur von der Spätantike bis in die Karolingerzeit beschäftigen, dürften in L.s Monographie etwas für sie Interessantes finden. Überhaupt muss man dem Verfasser Anerkennung zollen für den bislang ersten Versuch, die Geschichte der Halbunziale umfassend darzustellen.

Lukas J. Dorfbauer

Il Purgatorio di San Patrizio. Documenti letterari e Testimonianze di Pellegrinaggio (secc. XII–XVI), hg. von Giovanni Paolo Maggioni, Roberto Tinti und Paolo Tavini, Florenz 2018 (SISMEL Edizioni del Galluzzo), CLXXII + 571 S.

Das Purgatorium des heiligen Patrick gehört, angesiedelt im Spannungsfeld von Hagiographie, Jenseitsreiseerzählung und Pilgerpraxis, zu den herausragenden Orten mittelalterlicher Frömmigkeit und zugleich zu den besonders produktiven Räumen mediävaler literarischer Imagination. Bereits im legendarischen Erzählen über Patrick angelegt, bilden sich ab den 1180er Jahren konkretere, aber heterogene Vorstellungen vom Patrickspurgatorium aus. Sie schlagen sich zwar auch bei Gerald of Wales in der *Topographia Hibernica* oder bei Jocelyn of Furness in der *Vita sancti Patricii* nieder, werden aber vor allem in einem Text manifest, der in diesem Jahrzehnt in einer längeren ( $\beta$ ) und einer kürzeren ( $\alpha$ ) Fassung entstand und äußerst wirkmächtig war: der *Tractatus de Purgatorio S. Patricii*. G. P. Maggioni, R. Tinti und P. Taviani haben, beginnend mit dem *Tractatus*, die zahlreichen textuellen Zeugnisse gesammelt, die vom 12. bis zum 16. Jahrhundert in der einen oder anderen Weise über das Patrickspurgatorium informieren: im historio- und geographischen Diskurs eingebettete Erwähnungen, Thematisierungen in zisterziensischen, dominikanischen und franziskanischen Texten sowie vor allem die zahlreichen Pilgerberichte, dazu auch die Zeugnisse zur ›ersten Zerstörung‹ des Orts Ende des 15. Jahrhunderts.